

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Irmtraut Balz

Davongekommen

Eine Jugend nach dem Krieg

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2016

1

Im April kommen die Amerikaner. Seit dem frühen Morgen rattert ihr Panzerzug in der Ferne und nähert sich langsam, wie ein beginnendes Erdbeben, mit dumpfem anhaltendem Grollen. Ich bringe mich in Sicherheit und flüchte in die angrenzende Gärtnerei, denn in Mariechens Küche, dem Zufluchtsort für all meine Notlagen, zählen die Weltveränderungen da draußen wenig, hier herrscht wie immer friedliche Gelassenheit. Anton, auf seinem angestammten Platz unter der Kuckucksuhr, blättert in einem Samenkatalog, und Mariechen, seine Schwester, klebt Rabattmarken in ein kleines blaues Heft und setzt sorgfältig jede einzelne in das dafür vorgesehene Rechteck.

Haste wat gesehen, fragt sie, ohne hochzublicken. Ich schüttele den Kopf, schicke zur Sicherheit aber noch ein »Nee« hinterher. Dat is aber schon nah, sagt Anton, und für einen Augenblick horchen wir alle auf das Dröhnen, das uns von dem seit Wochen anhaltenden Endzeitspektakel erlösen soll.

Amerikaner hin, Panzer her, mir is dat jetzt ejal. Ich hab für et Essen zu sorjen, un bei Hambachs jib et Mehl, sojar fünf Pfund für jeden, hat de Frau Sechtem jesagt, so wat laß ich mir doch nit entjehn. Mariechen schnappt sich den für das Mehl bereitgelegten Kissenbezug. Un du bleibst hier, lacht sie, sozusajen als Empfangskomitee. Mit einem Blick in mein erschrecktes Gesicht setzt sie beruhigend hinzu: Bevor die kommen, bin ich lang wieder zurück.

Dann macht sie sich davon, und auch Anton verschwindet im Garten hinter den Gewächshäusern.

Draußen ist es jetzt still. Keine Schüsse, keine aufzulaufenden Tiefflieger, kein Rattern, nichts als diese beunruhigende, ungewohnte Stille. Mir fallen die beiden Österreicher unten im Keller ein, die es vorgezogen haben, den Krieg auf ihre Weise zu beenden und den Frieden zwischen Röhrigs Kartoffelsäcken hinter dem Brikettverschlag abzuwarten. Ich möchte nicht dabei sein, wenn die Amerikaner sie da herausholen, abführen und mich vielleicht gleich mit dazu. Wer sich versteckt, macht sich verdächtig, und mitgehangen, mitgefangen. Das Plakat von dem Neger, der eine blonde Frau hinter sich herschleift, kommt mir in den Sinn. An allen Litfaßsäulen und Plakatwänden war es zu sehen, und darunter stand »Soll das wieder Wahrheit werden?«.

Jetzt wird mir klar, warum sich alle davongemacht haben. Wutschnaubend springe ich auf, schieße über den Hof, biege um die Thujahecke und wäre bald hineingerannt in den Panzer, der dort lauernd steht. Obenauf mein Phantombild, ein riesiger Neger, der seine Maschinenpistole drohend auf mich richtet. Kreischend, in panischem Entsetzen, stürze ich davon, während sich hinter mir das Ungetüm rasselnd in Bewegung setzt.

Ich haste auf einer Gespensterstraße vorwärts, hinter mir die Kolonne der amerikanischen Panzer. Kein Fenster ist geöffnet. An den Balkonen ergeben sich flatternd weiße Betttücher. Wenn jetzt nur niemand seinen Glauben an Führer und Partei verteidigen will und aus irgendeiner Dachluke schießt. Doch da habe ich schon ein Bein in Hambachs Laden und schreie: Die Amerikaner sind da, und ein Neger will mich umbringen.

Sie stehen dicht bei dicht, die Frau Sechtem neben der Frau Schlimbach, Mariechen und die Mutter von der dik-

ken Else, meine Mutter, die Frauen aus dem Bäckerhaus, und ganz hinten, zwischen den vielen anderen, Bertchens Mutter im schwarzen Kleid mit rotgeweinten Augen. Alle halten ihre Kissenbezüge mit dem Mehl fest an die Brust gepreßt und starren auf den dunklen Schatten im Türrahmen, der mit fremder Stimme fragt: Where is she, where is the girl?

Ich versuche mich hinter den Rücken unsichtbar zu machen, doch er hat mich schon entdeckt. Come over here, befiehlt er. Hinter ihm tauchen zwei weitere Amerikaner auf und richten ihre MP lässig auf Frau Hambach, die mit einem Mehlsack aus dem Nebenraum kommt, entsetzt die Arme hochreißt, wobei der Sack staubend zur Erde fällt. Die meinen dich, jeh hin un erklär et ihnen, mir können doch kein Englisch, durch einen kräftigen Stoß verleiht Frau Schlimbach ihren Worten Nachdruck und befördert mich direkt vor den schwarzen Riesen. What are you doing here? Bedrohlich schiebt er sein Kinn vor. Sag et ihm doch, sag et ihm, sonst jibt et noch en Unjluck, jammern die Frauen im Hintergrund, aber ich stehe stumm, die Kehle wie zugeschnürt. Jetzt mischen sich auch die anderen Amerikaner ein. Tell us, what is in this bag, einer schlägt mit Wucht auf Frau Schlimbachs Kissenbezug, eine Mehlwolke steigt auf.

Jetzt reicht es aber, wütend schiebt mich Mutter beiseite und baut sich vor dem Amerikaner auf. Sehen Sie nicht, was wir hier tun? Wir holen Mehl, damit unsere Kinder essen können. Das ist Mehl, nichts als Mehl, schreit sie und klopft auf die Kissenbezüge. Mehlwolken steigen auf, pudern den Laden weiß, stauben die Frauen und die amerikanischen Soldaten ein, bis alle aussehen wie der Gipsmüller, wenn er am Abend aus seiner Mühle kommt.

Damned crazy women, der Schwarze flüchtet aus dem Laden, gefolgt von seinen weißen Kameraden. Lachend

klopfen sie draußen den Mehlstaub aus der Uniform, klettern, immer noch lachend, in ihre Panzer. Dirty Nazi shirt, sagt einer, bevor die Kolonne weiterrollt. Mag sein, wie et will, Mariechen schaut den Panzern nach, die jetzt langsam im Wäldchen verschwinden, für uns is heut der Krieg am End. Habt ihr jesehn, wie die jelacht haben bei der Mehlklopperei? Unsere hätten uns dafür in de Blech jesteckt. Ich erzähle ihnen nicht, daß die Amerikaner Mutter ein schmutziges Nazi-Weibsstück genannt haben. Manche Dinge behält man besser für sich. Zumal sich jetzt alle Hoffnungen auf die Amerikaner konzentrieren. Die einen versprechen sich von ihnen eine schnelle Veränderung der Verhältnisse, ob sich die anderen etwas von ihnen versprechen, erfahren wir vorerst nicht. Sie sind abgetaucht, verschwunden, haben sich unsichtbar gemacht, wie unser Zellenleiter Flintscher, der emsige Vollstrecker brauner Weisungen. Nur aus dem Bunker der Reichskanzlei, wo Hitler mit seiner Gefolgschaft wie ein Maulwurf haust, verkündet eine Geisterstimme immer noch: »Der Krieg geht weiter bis zum Sieg.«

Es regnet ununterbrochen. Auf der Wiese am Waldrand, wo früher Zigeuner und Kesselflicker lagerten und sich später ein amerikanisches Flugzeug in den Boden bohrte, stehen die Gefangenen bis über die Knöchel im Wasser und Schlamm. Offiziere wie Gemeine, Feldwebel, Gefreite, Flakhelfer, alle, denen es nicht gelungen war, sich rechtzeitig aus dem Staub zu machen, sind auf der Waldwiese gelandet. Ihre stummen Schatten sind in der Dämmerung kaum auszumachen, bis Scheinwerfer sie in gleißendes Licht tauchen. Wir werfen mit Zeitungspapier umwickelte Brotbälle über die Absperrung. Doch die Gefangenen dürfen sich nicht bücken. Die schwarzen Soldaten schauen meist weg, wenn solch ein Päckchen über den Zaun

segelt, die weißen zertrampeln es im Matsch, jagen uns mit der Maschinenpistole fort oder schießen in die Luft. Schließlich dürfen wir uns überhaupt nicht mehr dem Lager nähern.

Es ist schwer, einzuschlafen an diesem Abend, bei den wandernden Scheinwerfern und dem Gedanken an die reglosen Standbilder drüben auf der Wiese. Wir sind froh, als sie nach Tagen endlich abtransportiert werden und mit ihren Bewachern aus unserem Gesichtsfeld verschwinden.

Am 20. April, Hitlers Geburtstag, meldet sich Goebbels zu Wort, verliest über das Radio seine Geburtstagswünsche an den Reichskanzler und läßt ihn als den größten Staatsmann aller Zeiten hochleben. Den Berlinern empfiehlt er, voller Hoffnung in diese letzte Prüfung hineinzugehen, in einem tiefen, unerschöpflichen Glauben an das Genie des Führers. Wenig später ist Berlin eine eingeschlossene Stadt.

In vielen Wohnungen erinnern jetzt weiße Flecken an der Wand an die abgehängten Götzenbilder. Weggeworfene Parteiabzeichen und Uniformen schimmeln in den Straßengräben. Viele, die vormals laut und vernehmlich Heil Hitler schrien, suchen jetzt ihr Heil in überfüllten Kirchen und sitzen, gut sichtbar, in den vordersten Reihen. Selten wurden so viele schulpflichtige Kinder getauft. Auch Studiendirektor Vent geht wieder zur Messe, trägt Schwarz statt Braun, wenn er zum Gottesdienst erscheint. Empört beschwert sich Frau Heiterscheid beim Pfarrer. Soll ich die Kirchentür vor ihm verschließen, das wäre nicht im Sinne des Herrn, antwortet der milde. Er hat meinen Mann auf dem Gewissen, schluchzt Frau Heiterscheid. Aber, aber, mahnt der Geistliche mit erhobenem Zeigefinger, richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Soll ich gegen den Willen unseres Herrn handeln? Gott ist dankbar für je-

den reuigen Sünder, er nimmt ihn freudig auf und vergibt ihm, Sie aber verlangen von mir, daß ich ihn zurückweise von der Tür des Herrn. Das können Sie nicht von mir erwarten. Zeigen Sie Großmut, liebe Frau, denken Sie an das Beispiel des Herrn.

Die Amerikaner üben sich nicht in Großmut, sondern verhaften Direktor Vent, führen ihn durch die Straßen der Stadt, auf dem gleichen Weg, den nach der Reichspogromnacht der alte Gottschalk ging. Und die Menschen am Straßenrand rufen wütend Nazischwein, so wie sie damals Judenschwein riefen. Man hätte direkt Mitleid mit ihm haben können, sagt Frau Heiterscheid.

Mutter fährt empört hoch: Wie können Sie da von Mitleid sprechen, denken Sie nicht an Ihren Mann? Er behauptet, er sei gezwungen worden, in die Partei einzutreten. Das sagen sie jetzt alle, entgegnet Mutter. Mir blieb gar keine andere Wahl, hat auch der Liebig gesagt, als er, mit weißem Bart und den Hut tief ins Gesicht gezogen, vor meiner Tür stand und ein Entlastungsschreiben für die Amerikaner wollte. Zuerst habe ich ihn gar nicht erkannt. Schon wieder so ein Bettler, dachte ich. Aber dann fragte er: Kennen Sie mich denn nicht mehr, Frau Heiterscheid? Vor lauter Schreck mußte ich mich am Türrahmen festhalten. Sie können sich nicht vorstellen, wie der Mann aussah, nicht wiederzuerkennen. Wenn man bedenkt, wie zackig der einmal aufgetreten ist.

Er habe das alles nicht gewollt, sei im Grunde seines Herzens immer schon dagegen gewesen. Sie wissen doch, Frau Heiterscheid, daß ich mir nie etwas habe zuschulden kommen lassen, das können Sie mir doch bestätigen. Sogar den Text hatte er schon aufgesetzt. Unterschreiben Sie mir das doch bitte, bedrängte er mich, mit so einer weinerlichen Stimme, und dabei liefen ihm die Tränen in den Bart. Damit kommen Sie ausgerechnet zu mir, habe ich ihn

gefragt, können oder wollen Sie sich nicht erinnern? Sie glauben nicht, was er mir antwortete. Was habe ich Ihnen denn getan, sagte er. Da habe ich ihn rausgeschmissen.

Vielleicht werden bald alle Nazis behaupten, sie seien gezwungen worden, meint meine Mutter nachdenklich. Und irgendwann werden wir es ihnen glauben, ergänzt Frau Heiterscheid.

Abends fährt die Militärpolizei Streife, immer zur gleichen Stunde. Nachher kommen die Amijeeps, beladen mit singenden Russinnen. Fernab von Torgau feiern sie hier die Verbrüderung auf ihre Weise, und wenn sie schnapsselig in Röhrigs Hecke verschwinden, kann man sie überhaupt nicht mehr auseinanderhalten, die Russen und die Amerikaner.

Das ist doch wirklich unerhört, Mutter scheucht uns vom Gardinenschlitz. Da läßt der Kerl sein Auto mitten auf der Straße stehen und vergnügt sich mit seinem nackten Hintern drüben in der Hecke, direkt vor unseren Augen. Wir beobachten das Ganze als Zaungäste, nach der Sperrstunde hinter halbgeschlossenen Schlagläden. Einmal glaube ich die ukrainische Olga auf einem der Jeeps gesehen zu haben. Dat is jut möglich, bestätigt Mariechen. Die is jetzt so ne Art Räuberbraut, handelt mit allem und jedem. Un unser Pjotr is der Anführer von der Bande. Wat aus so nem Jüngelchen, wie et der Pitter war, alles werden kann. Na, Hauptsache, er hält se uns vom Leib, die Russen.

Die Amerikaner haben die ehemaligen Ostarbeiter in drei alten Kasernen einquartiert, die der Organisation Todt gehörten und bis auf die nackten Wände ausgeplündert wurden, wenn auch niemand so recht wußte, was mit all den Büromöbeln und Schreibmaschinen anzufangen sei, wo man sich doch Lebensmittel erhofft hatte. Die lee-

ren Räume bieten nun Platz für viele hundert Menschen, und es werden täglich mehr. Weit ins Land hinein klingen ihre Chöre und Lieder. Gegen Abend werden die Gesänge schriller und wilder, hängen in der Dämmerung wie eine unheilvolle Drohung.

Et is widder so weit, jetz bejeben se sich auf den Kriegspfad, sagt Anton. Die sin nit von allein zu uns jekommen, mir ham se doch jeholt, gibt Mariechen zu bedenken. Jetz dürfen mir dat ausbaden, wat die da oben uns einjebrockt haben. In den Fabriken sin die bestimmt nit mit Samthandschuhen anjefaßt worden. Kein Wunder, dat se sich jetz rächen.

Mir wäre lieber, sie rächten sich auf den Hügeln der Stadt, wo die Fabrikherren wohnen und die Amerikaner Quartier bezogen haben. Aber sie kommen zu uns, mitten in der Nacht, wenn die Müdigkeit unsere Köpfe langsam auf den Tisch drückt. Horch, schreckt Mutter hoch, genauso wie früher im Luftschuttkeller. Doch diesmal handelt es sich nicht um einen unbekannten Angstgegner in einem fremden Flugzeug hoch oben in der Luft. Diesmal wissen wir, wer uns schon so nahe ist, daß wir die Schritte hören können und die Schläge gegen die Türe. Wenn wir öffnen, sehen wir in den Lauf von Pistolen und in die gierigen Augen der Frauen, die in unseren Kisten und Kasten nach Schmuck und Geld wühlen. Du, gib Schnaps, fordern die Männer mit glasigen Augen, setzen die Flasche hastig an den Hals. Wir wagen nicht aufzuschauen, fürchten, daß sie näherkommen, mit saurem Schnapsatem befehlen, »Frau, komm«.

Bei einem ihrer Raubzüge erschießen sie den Gipsmüller. Sie wollten ihm die Uhr wegnehmen, weint seine Frau. Ich jeb euch Halunken doch nit die Uhr vom Vatter, schrie er und hielt die Uhrkette fest umklammert, da haben sie auf ihn geschossen. Einfach so, wie auf dat Männchen in

der Kirmesbud. Frau Rademacher schlägt weinend die Hände vor das Gesicht. Diese Mörder bringen den Josef um wegen ner Uhr. Wo sind wir bloß hingekommen, schluchzt sie, so was hat es doch früher nicht gegeben.

Die Amerikaner versprechen Beistand, falls wir sie rechtzeitig informieren. Doch es sieht ganz so aus, als wollten sie uns unserem Schicksal überlassen, weitab von der Kommandantur, während der Sperrstunde und ohne Telefon, denn für uns Deutsche sind alle Leitungen tot. So bearbeiten wir mit rhythmischen Schlägen die Straßenbahnschienen. Die Schienenstränge nehmen unsere Signale auf, geben sie wie eine Buschtrommel weiter, bis sich ein einziges, weithin hallendes Hämmern den Bahnkörper entlangzieht. Wenn wir Glück haben, setzt sich jetzt vielleicht die amerikanische Militärstreife in Bewegung.

»Hitler kaputt«, jubeln die Russen und fallen sich tanzend in die Arme. Bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, sei Hitler für Deutschland gefallen, verkündet der Großdeutsche Rundfunk. Am 30. April hat sich Hitler im Bunker der Reichskanzlei erschossen. Seine Geliebte, Eva Braun, die er tags zuvor geheiratet hatte, tötete sich mit Gift. Ihre Leichen wurden im Garten der Reichskanzlei verbrannt, erzählt uns der amerikanische Sender.

Ich denk, dem han se im Ersten Weltkrieg die Eier abgeschossen und mit Frauen wär nix mehr. Seine Familie sei einzig un allein sein Volk, für das er sich Tag un Nacht aufopfere. Un ganz plötzlich taucht da ne Jelibte auf, Mariechen versteht die Welt nicht mehr. Aber dä Käl hat uns schon immer belojen, dat war immer ne Heimlichtuer. Spielt den Staatsmann ohne Privatleben, un hingenröm amüsiert er sich mit de Weiber. Jut, dat er fot is, dä Lügenbüggel.

Anton kratzt sich am Kopf, verzieht ungläubig das Gesicht. Man weiß doch noch gar nicht, ob dat auch wahr is, wat uns die Amis da erzählen. Mir is fast, als hätt ich jesoffen un wär mit nem janzen dicken Kopp aufgewacht, beschreibt Anton den allgemeinen Katzenjammer.

Am nächsten Tag wird die Enkelin vom alten Gottschalk gefunden. Erhängt am Ende eines Luftschutzstollens, neben dem ehemaligen Ersatzteillager der SS. Pudelnackt war sie, flüstern die Frauen entsetzt. So ein Flittchen, macht mit der SS rum, wo der Großvater Jude war. Ein Kerl hat ihr wohl nicht gereicht, mußte gleich ein ganzes Bataillon sein. Kein Wunder, daß sich die Hure aufgehängt hat. Die hätte doch nie mehr einer anständigen Frau unter die Augen treten können.

Ich glaube nicht, daß Eva sich rumgetrieben hat, wie jetzt sogar Mutter behauptet. Mariechen weiß es besser. Sie hat es vom Günter Eschbach, der Hilfspolizist ist und die Eva gefunden hat. Am janzen Körper blau un jrün war se, un auf dem Arm war ne Nummer, wie beim Eisenkrämer. Wird wohl auch im Lager gewesen sein, aber so zuge richtet hat se die SS. Irgendwann muß sie den Sauhunden in die Finger gefallen sein, von wejen Verjnügen, Mariechen klopft wütend den Schrubber aus, daß die Tropfen fliegen.

Ich sehe Evas blonden Kopf mit den dicken Zöpfen vor mir. Sie war so alt wie meine Schwester, achtzehn Jahre. Früher kam sie immer zu Hettys Geburtstag, später nie mehr.

Dann trifft uns die Wahrheit über die Konzentrationslager wie ein Keulenschlag, und wer davon spricht, tut es mit abgewandtem Gesicht und flüsternder Stimme. Aber die meisten schweigen. Wenn das wirklich wahr ist, dann will

kein Land der Erde mehr etwas mit uns zu tun haben, sagt Mutter, den Schatten dieser Vergangenheit werden wir nie mehr los.

Ein baumlonger Amerikaner stapelt Büchsen auf den Tisch, Kaffee, Kakao, Erdnußbutter, und wir schauen fassungslos zu. Rede du mit ihm, flüstert Mutter, aber warte, bis er alles ausgepackt hat. Er scheint uns mit jemandem zu verwechseln, vielleicht haben wir Glück und er merkt nichts. Während sie mit mir flüstert, nickt sie dem Amerikaner zu, schlägt vor Freude die Hände zusammen und spielt auf allen Tonleitern übermäßiger Begeisterung, derweil der Fremde weiter Dose für Dose aus seinem Uniformblouson zaubert. Ich wage mir gar nicht auszudenken, was Mutter tun wird, wenn er diese Kostbarkeiten wieder einpackt. Tochter, Tochter, radebrecht sie und zeigt auf mich. Der Amerikaner dreht sich um und mustert mich aus braunen Augen. Mir kommt es so vor, als habe ich ihn schon einmal irgendwo gesehen. My name is John, John Rosenbaum, sagt er. Ein deutscher Jude, flüstert Mutter erschrocken. Ich bin Amerikaner, verbessert John auf deutsch mit leicht sächselndem Unterton. Mir steigt die Schamröte ins Gesicht, was soll er nur von unserem Geflüster denken. Ich möchte Balthasar, er schaut kurz auf den Zettel in seiner Hand, wiederholt den Namen noch einmal, jede Silbe betonend, wie Kinder, die gerade lesen gelernt haben, Herrn Balthasar Pelzer möchte ich sprechen. Das ist mein Mann, sagt Mutter, und auf ihrem Gesicht steht die unausgesprochene Frage: Was will der bloß von uns? Sie sind sicher ein ehemaliger Schüler meines Mannes, tastet sie sich langsam vor. No, der Soldat schüttelt den Kopf. Mein Vater hat Herrn Pelzer gekannt und mir aufgetragen, seine Grüße auszurichten, mit einem kleinen Dank für eine große Hilfe. Mutter schaut mich ratlos an. Ich kann ihr nicht helfen, ich weiß nicht, wie man mit Leu-

ten spricht, die einer Religionsgemeinschaft angehören, deren Mitglieder wir gerade eben noch ins Gas geschickt und deren sterbliche Überreste wir zu Seife und Lampenschirmen verarbeitet haben.

Wofür wollen Sie meinem Mann danken, erkundigt sich Mutter. Ich möchte zuerst mit Ihrem Mann sprechen, antwortet der rätselhafte Amerikaner. Mutter schüttelt den Kopf: Mein Mann ist tot, ein Schlaganfall. Das tut mir leid, der Amerikaner knöpft seine Uniform zu, richtet sein Käppi und will sich verabschieden. Und diese Büchsen, fragt Mutter, Sie können doch nicht gehen, ohne mir zu sagen, was das alles bedeuten soll.

Der Fremde klebt sich ein förmliches Lächeln ins Gesicht. Als er zu einer Erklärung ansetzt, baut sich plötzlich eine unsichtbare Wand zwischen uns auf. Meine Familie stammt aus Leipzig. Wir sind nicht rechtzeitig aus Hitlerdeutschland herausgekommen, wollten das alles nicht glauben. Als es für uns fast schon zu spät war, hat Ihr Mann uns geholfen. Dafür sind wir ihm sehr dankbar. Dann verabschiedet er sich hastig, ist bereits verschwunden, als wir noch in der Türe stehen und Mutter kopfschüttelnd feststellt: Vater ist doch nie in Leipzig gewesen, das muß wirklich eine Verwechslung sein. Achselzuckend geht sie ins Haus. Erzähl nur keinem von unserem Reichtum, von diesem Geschenk des Himmels. Woher dieser Amerikaner nur unseren Namen wußte. Wenn er nur nicht wieder herkommt und seine Büchsen zurückverlangt. Denk dran, was ich dir gesagt habe, zu keinem Menschen ein Wort davon, auch nicht zu Mariechen. Kommt er zurück, sag ich einfach, sie sind weg, wir haben sie verschenkt. Ob ich sie wohl besser im Keller verstecke? Der sah eigentlich gar nicht aus wie ein Jude. Überhaupt verstehe ich das alles nicht. Verstehst du das? Ich schüttelte den Kopf, ich habe Vater versprochen, nichts

von dem Päckchen zu verraten, das damals auf der Bank in Leipzig liegenblieb.

Bei der Rundfunknachricht vom Kriegsende weint Mutter. Jetzt wird alles wieder so wie früher, bevor der braune Pöbel an die Macht kam. Das Lügen und Betrügen wird aufhören. Die Menschen werden Achtung voreinander haben, das Alter ehren, und niemand wird sich am Besitz des anderen vergreifen, sagt sie mit einem sehnsuchtsvollen Blick ins Leere.

Aber in unserer Küche riecht es nach Kohlsuppe. Das ganze Haus hat diesen Kohlgeruch aufgesaugt, hält ihn genauso fest wie den ranzigen Geschmack nach dem verbrannten Fett, das wir aus dem Mörtel der ausgebrannten Lindefabrik gekratzt haben. An der Wand blättert die Ölfarbe. Der Esser kann nicht mehr streichen, er ist bei Smolensk vermißt gemeldet. Meine Füße stecken in Mutters spitzen Schuhen, und ihre Bluse mit dem türkischen Muster ist Hetty viel zu eng. Nichts wird mehr wie früher sein. Die letzten zwölf Jahre werden wie Leim an uns kleben, und diesen Hitler werden wir nie mehr los, wir tragen ihn mit uns herum wie der Hausierer seinen Buckel.

Das Dachfenster auf dem Speicher ist verstaubt und klemmt. Als ich es aufstoße, beginnen die Kirchenglocken zu läuten. Weit hinten, über dem Schornstein der ausgebrannten Fabrik, hängt eine flauschigweiße Wolke. Langsam löst sie sich auf, und als sie hinter den Dächern verschwindet, denke ich, nun werde ich nie mehr in den Keller gehen müssen, mit dem kleinen Koffer in der Hand und der großen Angst im Herzen.

Ende Mai wird es unerträglich heiß. Wir schaffen die Matratzen auf den Balkon und schlafen in ungewohnter Stille unter freiem Himmel. Über uns, unendlich fern, blinken nur die Sterne. Unten fährt ein amerikanischer Jeep vorbei, deutlich dringen die grölenden Stimmen seiner Insassen durch die Nacht.

Mutter verachtet unsere Besatzer aus tiefstem Herzen, beklagt sich ausgerechnet bei dem ehemaligen Zellenleiter Flintscher über sie. Zuerst haben wir ihn gar nicht erkannt, als er aus seiner wochenlangen Unsichtbarkeit wieder auftauchte. Er sah so unscheinbar aus in seinen ausgebeulten Hosen, ohne das Korsett der braunen Uniform. Werkelte von früh bis spät in seinem Garten und schaute kaum hoch, wenn ihn jemand ansprach. Stellen Sie sich vor, Herr Flintscher, da werfen mir die Amerikaner hoch oben von ihrem Panzer einen Karton an den Kopf und lachen noch darüber. Ist das nicht unglaublich? Was ist bloß aus Deutschland geworden, ruft Mutter ihm über den Gartenzaun zu. Aber sie bekommt keine Antwort.

Wir räumen unser luftiges Nachtlager, als das Wohnungsamt uns Frau Hennecke einweist, die in Köln ausgebombt ist. Die Wohnung, das Café, bis auf den Keller alles weg, in einer Nacht, erzählt sie. Un et war noch am Brennen, da hat er sich schon mit dem Weib davongemacht. Mit »er« ist Herr Hennecke gemeint, der sich mit der Caféhauskellnerin nach Engelskirchen abgesetzt hat. So einer Wasserstoffblonden mit knallroten langen Finger-

nägeln, ich hab immer Angst gehabt, sie bleibt damit am Servierbrett hängen.

Wenn sich die Lage etwas beruhigt hat und wir wieder über den Rhein können, will Frau Hennecke die in ihrem Keller verborgenen Schätze heben, denn unsere Versorgungslage wird immer kritischer. Meist erreichen uns die auf den Marken aufgerufenen Lebensmittel gar nicht. Die Warteschlange vor Hambachs Laden zieht sich weit in die Straße hinein, und steht man endlich vor der Klingeltür, hebt Frau Hambach in blütenweißer Schürze und mit runden, rosigen Wangen bedauernd die Hände. Es is alles schon weg, vielleicht jibt et morjen widder wat, dann kommste en bißchen früher. Noch früher, ich steh doch schon drei Stunden, maule ich. Na und, die anderen auch, giftet Frau Hambach zurück. Aber nicht alle müssen warten. Viele gehen hintenrum, kommen mit vollen Taschen zurück.

Einmal, als ich mir heimlich nachts eine Scheibe von unserem tatsächigen Maisbrot abgeschnitten hatte, stand plötzlich Mutter in der Küchentüre. Das ist für alle da, nicht für einen allein, schrie sie, riß mir die Brotscheibe vom Mund und gab mir eine schallende Ohrfeige. Jetzt muß ich schon wegen einer Scheibe Brot meine Kinder schlagen, jammerte sie später.

Du mußt fester stopfen, befiehlt Frau Hennecke und nimmt mir den fleischfarbenen Strumpf aus der Hand. Mit geschickten Fingern drückt sie die Sägespäne so fest, bis sich Kopf und Körper abzeichnen. Sie hatte die Idee mit den Puppen, die wir dann später auf dem Schwarzmarkt für Zigaretten an die amerikanischen Soldaten verhöckern sollen. Da sin die janz jeck drauf, verspricht Frau Hennecke und hält prüfend eine Dirndlpuppe mit Wollzöpfen, Spitzenunterrock und kariertem Janker, ein Stück von Mutters

altem Morgenrock, den Vater immer Punjel nannte, gegen das Licht. Die reißen dir dat aus der Hand. Sie legt die Puppe zurück auf den Küchentisch und dreht sich eine Zigarette. Willst du auch eine, dat is jut jejen den Hunger. Ich schüttele den Kopf, schaue zu, wie sie die Zigarette in ihre Bernsteinspitze pfiemelt. Mutter lehnt ihr Angebot nicht ab, hält die Zigarette geziert zwischen Daumen und Zeigefinger, wie die Stars in den alten Kinofilmen. Sie muß husten, und die blaugraue Rauchwolke unter der Lampe gerät in nervöse Schwingungen. Mit nem netten jungen Mädchen verkauft sich so wat von selbst, behauptet Frau Hennecke, und so wird beschlossen, mich mit den Puppen zum Amimarkt zu schicken.

Lang und schlaksig, wie ich bin, mit Storchenbeinen, eckigen Knochen und flach auf der Brust, halte ich mich keineswegs für so begehrenswert, daß man mir die angebotene Ware um meiner selbst willen aus der Hand reißt. Weil ich mir eher wie das Mädchen mit den Schwefelhölzern vorkomme, an dem die Leute achtlos vorübergehen, nehme ich zur Verstärkung die dicke Else mit, die all das aufzuweisen hat, was mir fehlt, und für solche Abenteuer sofort zu haben ist.

Vor dem Bergischen Hof, der amerikanischen Kommandantur, hockt ein Wachsoldat breitbeinig auf einem Stuhl, kein Schilderhäuschen, kein strammes Paradieren, noch nie habe ich einen sitzenden Wachsoldaten gesehen. Aus dem kleinen Radio neben ihm schallt laute Jazzmusik. Während er uns kauend fixiert, wippt sein linkes Bein zum Takt der Musik. Schließlich wird ihm unser staunendes Starren zu dumm, und mit einem energischen »Go on« winkt er uns fort.

Die sind so anders, gar keine richtigen Soldaten, meint die dicke Else. Auch ich kann mir dieses amerikanische Wunder nicht erklären. Meine Vorstellung von Amerika

ist begrenzt, reicht von den Propagandalügen der Vergangenheit bis zur Karl-May-Romantik aus geliehenen Büchern. Hast du gesehen, wie die gehen, fragt Else. Dann läuft sie voraus, mit weichen Knien und wackelndem Hinterteil, was eher an eine watschelnde Ente erinnert als an die Siegersoldaten in ihren engen Hosen mit dem latschigen Gang.

Auf dem Sportplatz zwischen den beiden Schulhöfen schieben sich murmelnd die Menschen aneinander vorbei. Wortfetzen hängen in der Luft. Butter, Kaffee, Zigaretten, wat willste, der Ami liefert nicht mehr, Lucky Strike, besorjischdir ... Andere, deren abgewetzte Sorgfalt den ehemaligen Wohlstand verrät, haben am Boden ihre Waren aufgebaut. Kristall, Porzellan, silberne Löffel, alles, was in diesen Zeiten nicht zu gebrauchen ist, denn das einzige, was zählt, ist die Zigarettenwährung, zehn bis fünfzehn Mark das Stück. Wer genügend englische oder amerikanische Zigaretten besitzt, ist reich. Die Amerikaner, für uns lauter reiche Männer, schlendern lässig durch das Gewühl und verachten die Deutschen, die in ihren Augen allesamt Nazis sind. Einer mit wieselflinken Knopfaugen hat einen Papagei entdeckt. Er nimmt dem grauhaarigen Anbieter das Porzellantier aus der Hand und tänzelt kreischend und gurrend davon, gefolgt von seinen lachenden Kameraden. Dem Alten, schwankend zwischen Besitzangst und Ergebenheit, bleibt nichts anderes übrig, als hinterherzulaufen. Als ihm schließlich der Amerikaner achtlos das Stück Meißner zurückgibt, zerrinnt das Lächeln auf seinem Gesicht, und auch die Umstehenden bekommen schmale Augen.

Puppen bietet niemand an. Die Amerikaner gieren nach Orden und Ehrenzeichen, dem Ködertrödel des Tausendjährigen Reiches, vom Blutorden bis zur Nahkampfspän-

ge. Besonders auf Ritterkreuze haben sie es abgesehen. Ich darf nicht daran denken, wie viele Stangen Chesterfield, Luckies oder Camel ein solches Kreuz jetzt bringen würde. Deutlich sehe ich den Zigarettenberg vor mir, aber dann besinne ich mich und packe seufzend die Dirndlpuppen aus. Mein Kampf, Hitlers Lesebuch für Brautleute, das der Junge neben mir anbietet, wechselt für eine Stange Zigaretten schnell seinen Besitzer. Die im Hintergrund wartende Mutter nimmt eilig Sohn und Zigaretten für das verbotene Buch in Empfang und macht sich aus dem Staub.

Wie gut die Amis riechen, flüstert mir die dicke Else zu. Die haben einfach alles, Seife, Zigaretten, Essen, flüstere ich neidisch zurück. Bevor ich mich weiter mit der Ungerechtigkeit der Welt befassen kann, nimmt mir ein dicker, rothäutiger Amerikaner die Puppe aus der Hand. Seine Begleiterin zieht mißbilligend die rasierten Augenbrauen hoch und schüttelt den Kopf. Der Ami läßt nicht locker, hebt den Spitzenunterrock meiner Puppe hoch und zieht gemächlich ihre Stoffbeine auseinander. Die dicke Else stößt mich an und zeigt auf die an seinem Arm gestapelten Uhren. Isn't it a nice doll, fragt der Ami lachend das blonde Vollmondgesicht neben ihm und spreizt meiner Puppe erneut die Beine. Der Vollmond flüstert ihm etwas ins Ohr und schiebt die Hand unter seine Blousonjacke. Sofort verliert der Amerikaner jegliches Interesse an meiner Stoffpuppe. Bevor die beiden weitergehen, spuckt er mir seinen Kaugummi direkt vor die Füße.

Ganz zuletzt, als sich der Platz bereits geleert hat, werde ich meine Ware für ein Päckchen Camel los. But it's selfmade, wage ich einzuwenden. Da legt der Soldat noch ein Stück Seife drauf. Ich weiß allerdings nicht, ob das ein gutes Geschäft war.

Die dicke Else ist verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt, schließlich gehe ich den Weg alleine zurück,

oben über den Friedhof. Dort ist es still und friedlich, Tote machen keinen Lärm. Sie haben auch keinen Hunger. Ich setze mich auf eine Bank und betrachte meine Schätze. Die Seife riecht nach Flieder, auf der Zigarettenschachtel ist ein Kamel abgebildet. Schade, daß man Zigaretten nicht essen kann. Luckies wären besser gewesen. Die Camel ist nicht so fest gedreht, sie krümelt. Plötzlich taucht das traurige Gesicht meines Vaters vor mir auf. Er hätte meine Geschäfte nicht gutgeheißen. Beklommen schiele ich zu seinem Grab hinüber, und für einen Augenblick komme ich mir sehr verlassen vor. Vielleicht liegt es an der Stille, die hier herrscht. Niemand gießt Blumen, zupft Unkraut, jätet, weit und breit ist niemand zu sehen. Nur an den Gräbern hinter der Friedhofsmauer fuchtelte ein Mann mit den Armen in der Luft herum, deutet auf sein Handgelenk und ruft mir etwas zu. Carfur, carfur, verstehe ich, was immer das auch bedeuten mag. Er schwenkt immer noch seinen Spaten über der Friedhofsmauer, als am Tor bereits dieser Amerikaner aufgetaucht ist. Ein ganz junger, mit geschulterter Maschinenpistole, dem der Stahlhelm viel zu groß über den Ohren sitzt und der nun gebieterisch seine Arme ausbreitet. It's period of closure now, sagt er und zeigt auf seine Uhr. Im selben Augenblick schlägt es vom Kirchturm unten in der Stadt siebenmal. Die Sperrstunde hat begonnen, und kein Deutscher würde sich jetzt noch auf die Straße trauen. In der Zelle über der Polizeistation neben dem Rathaus hocken alle, die dieses Gebot nicht befolgt haben, wie die Sardinen in der Dose und unterhalten sich durch die Gitterstäbe mit den Vorübergehenden, bis die Wache sie zurückscheucht in ihr viel zu enges Verlies.

Please, let me go, bitte ich den Ami. Er schüttelt den Kopf. It's seven o'clock, zur Bekräftigung klopft er nachhaltig auf das Zifferblatt seiner Uhr. Please, my mother is

ill, she is in hospital, there, ich zeige nach oben, wo die gelben Außenwände des Krankenhauses durch die Bäume schimmern. And my sister, aber so schnell fällt mir kein passender Schicksalsschlag für Hetty ein. Während ich blitzartig alle Möglichkeiten überschlage, eine im nachhinein explodierende Handgranate, ein aus der Bahn geratener Panzer, wild um sich schießende Russen, hat sich der Amerikaner wohl besonnen und sagt »Okay, I'll bring you«. Dann faßt er mich am Oberarm und schiebt mich auf den Trampelpfad, der vom nahen Wäldchen zur Unterstadt führt.

Mir ist nicht wohl in meiner Haut. Ängstlich schiele ich nach dem Soldaten, der unbeirrt neben mir herstapft und nach Uniform riecht. Von irgendwo ruft ein Kuckuck, unten lärmt die Stadt. Als die grauen Mauern des Wasserturms vor uns auftauchen, bleibt der Ami stehen, schaut mich an und sagt »Come on, we make love«. Was will er, Liebe machen, hält er mich für ein Amiliebchen wie die Frau Sechtem, die neuerdings ihre Lippen knallrot anmalt und abends die Hintertür den Amis öffnet. Mir is ejal, wat Se darüber sajen, hat sie neulich laut in Hambachs Laden verkündet, ich muß für mein Leut sorjen, un die Amis sin nette junge Kerle, nit so ne Tränentüten wie unsere, die in der Eck rumsitzen un sich selbst bedauern. Die Frauen sind entsetzt von ihr abgerückt, und Mariechen hat die Arme in die Seiten gestemmt, unser Tim is auch für Sie gefallen, Frau Sechtem, un wejen Ihrem Mann han Sie damals laut jenuch jekrieschen, is dat all jetz verjessen? Mir kann et ejal sein, wat Sie machen, jeder hat jetz mit sich zu tun, aber erwarten Se nit, dat mir noch Beifall klatschen. Draußen vor der Türe haben die Frauen Mariechen zugestimmt, und die Frau Sechtem geht jetzt bei Möllenkamps oben an der Hauptstraße einkaufen. Das meiste bekommt sie sowieso von den Amis. Mutter nennt die Frau Sechtem

eine Hure und das, was sie mit den Amis hinter zugezogenen Gardinen macht, Hurerei.

Und das will dieser Ami jetzt auch mit mir machen, weil er denkt, ich sei so eine Frau Potiphar, die es mit jedem treibt. You dirty pig, schreie ich, you damned dirty pig. Das sind die einzigen englischen Schimpfwörter, die ich kenne, und sie scheinen ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Erschrocken nimmt der Ami die Hand von der schon halbgeöffneten Hose. Pig, pig, schreie ich und renne davon. Hinter mir fallen Schüsse, aber ich achte nicht darauf und renne weiter, bis mir das Zwerchfell schmerzend an die Rippen drückt. Da bin ich schon halb zu Hause, und den letzten Teil des Weges gehe ich im Schatten der Bäume mit Späherblick auf die menschenleere Straße.

Nur eine Puppe und dafür so wenig, fragt Mutter. Die dreckeligen Amis wollen alles geschenkt haben, meint Frau Hennecke. Mit 'nem Kind handeln, wejen so 'nem Püppchen, dat kann doch nit wahr sein. Laß mich mal probieren, wie die schmecken. Sie klaubt sich ein weißes Stäbchen aus dem Camelpäckchen, Mutter bringt schnell die Seife in Sicherheit. Dann brüht sie Malzkaffee auf. Später sucht sie die Zigaretten, aber die hat Frau Hennecke mit nach oben genommen.

Was bedeutet Carfur, frage ich. Meine Schwester weiß es auch nicht. Ob das etwas mit dem Liebemachen zu tun hat? Aber Liebe ist doch nicht machbar wie das Granatendrehen in der Fabrik. Liebe ist wie ein schützendes Dach, unter dem du zu Hause bist. Der Ramschladen der Frau Sechtem, mit dem sie die Amis versorgt, hat mit Liebe überhaupt nichts zu tun, und was der widerliche Ami da oben im Wald machen wollte, weiß ich jetzt auch, eine Bullenhochzeit, wie bei dem Bauern in der thüringischen Evakuierung.

Anton liegt in der Küche auf dem Sofa mit einer Zeitung auf dem Gesicht. Was hat er, frage ich Mariechen. Bauchweh un dä flöcke Pitter. Hab ich auch, sage ich. Mußt du alles haben, wat auch die anderen haben, jecke Panz, sagt Mariechen. Unter der Zeitung stöhnt es laut, wo kumme nur die schreckliche Ping her, wat han ich denn jedonn, dat et mir so schläch jeht. Drink dat, Mariechen stellt eine Goldrandtasse mit Kamillentee auf den Tisch, un hör auf mit der Kühmerei, man künnt jrad meinen, du wöds e Kind krieje. Mit lautem Knall stellt Anton die Tasse zurück, unter der Zeitung wird es still, kurz darauf zeigen regelmäßige Schnarchtöne an, daß er eingeschlafen ist. Mariechen nimmt den Wasserkessel vom Herd, schließt mit dem Herdeisen die Ofenringe und gießt in der großen weißen Emaillekanne Kaffee auf. Wenn mer keine Kathreiner mer kriejen, müsse mer Eicheln rösten. Bei Hambachs hat jestern en Frau erzählt, dat würd janz jut schmecken. Für Zijaretten bekommste auch echten Kaffee, oder für Jeld. Achthundert Mark soll ein Pfund Kaffee auf dem Schwarzmarkt kosten. Manche kriejen dat ja umsonst, aber mit dä Amis, nä, da wär ich mir zu schad für.

Is wat, Mariechen dreht sich um und schaut mich fragend an. Während sie Blümchentassen auf den Tisch stellt, Holzbrettchen danebenlegt und die Messer mit dem schwarzen Griff aus der Tischiublade holt, rede ich mir den Druck von der Seele. Wie konnt dein Mutter dich da allein hinjeht lassen, entrüstet sich Mariechen. Du hast janz fies Jluck jehabt, wenn dä jewußt hätt, wie et jeht, hätt et schlimmer kommen können. Dat war sicher en Anfänger, jetzt lacht sie. Dat Weesch is ja auch viel zu jroß für sein Alter, dat süht doch us wie achtzehn, kommt es plötzlich aus der Sofaecke. Ich denk, du hast Ping, un dann horchst du, wenn sich zwei Frauen unterhalten, so wat tut man doch nit. Sorch du dafür, dat die Männer ihren Kaffee kriejen,

ich jeh in et Jewächshaus, kann sowieso nix essen. Anton hat sein muffeliges Gesicht aufgesetzt und läßt knallend die Türe ins Schloß fallen.

Mahlzeit, sagt der belgische Paul und hängt seine Kappe an den Haken hinter der Türe. Plötzlich stutzt er, wo hast du disch weh getan, viel Blut an Bein. Erschrocken schiele ich nach unten, wo ein roter Faden das Bein entlang in meinen Schuh läuft. Ruggediguh, Blut ist im Schuh, singt Franzl, der die alte Wehrmachtsuniform gegen eine neue Nationalität getauscht hat, nicht mehr Ostmärker, sondern Österreicher ist und in Röhrigs Gärtnerei abwartet, bis er unbeschadet nach Wien zurückkehren kann. Anton ist das recht, er kann jede Hand gebrauchen, jetzt, wo bis auf Paul alle Fremdarbeiter fort sind und die letzten Gärtner noch ganz zum Schluß eingezogen wurden. Ruggediguh, beginnt der Franzl wieder, doch bevor er noch zur zweiten Zeile ansetzen kann, hat Mariechen mich blitzschnell aus der Küche gezogen und vor dem grinsenden Starren der Männer in Sicherheit gebracht. Laß dir dat zu Haus von deiner Mutter erklären un nit von dä Käls hier, sagt sie. Un nimm dat mit, sie drückt mir eine Packung Camelia in die Hand, und jetzt weiß ich, daß ich die Frauenkrankheit habe, die meine Mutter Periode nennt.

Wie im Traum gehe ich die Treppe runter, durch das Tor, über die Straße, und denke immer nur, ich will dieses Blut nicht. Ich will auch diese Krankheit nicht, über die sich die Frauen unterhalten, wenn kein Mann in der Nähe ist, und »Die sollten das mal haben, das Gejammer möchte ich nicht hören« sagen. Dann nehmen sie Migränetabletten und legen die Wärmeflasche auf den Bauch. Vorher sind sie zänkisch, und nachher weichen sie die blutigen Lappen in kleinen Eimerchen mit Soda ein, denn Camelia gibt es nicht mehr, und ich wundere mich überhaupt, woher Mariechen die hat. Diese immer wiederkehrende blutige

Krankheit will ich nicht, auf keinen Fall. Ich weiß überhaupt nicht, wozu das gut sein soll.

Schniefend wische ich die Tränen der Wut aus dem Gesicht, und Mutter fragt: Mein Gott, was ist passiert? Bis sie mein Päckchen und den befleckten Rock sieht und »Ist es schon soweit?« und »Da müssen wir alle durch« und »Jetzt bist du eine Frau« sagt. Ich will keine Frau sein, nie und nimmer will ich eine Frau sein, schreie ich und sehe sie alle vor mir, mit ihren Korsetts und geschwollenen Füßen, ihren müden abgearbeiteten Gesichtern, ihren Krankheiten, ihrem heimlichen Geflüster und den scheelen Blicken. Nein, so will ich nicht werden, niemals. Ich werde keine Frau, sage ich entschieden. Da kannst du dich nicht gegen wehren, das hat der liebe Gott so eingerichtet, antwortet Mutter. Außerdem mußt du dich jetzt vor den Männern in acht nehmen, jetzt kannst du Kinder bekommen, und den Männern ist sowieso alles egal, die wollen immer nur das eine. Was das sein soll, sagt sie mir nicht.

Die Engländer haben die Patton-Bridge, die hölzerne Notkonstruktion über den Rhein, nun auch für Deutsche freigegeben. Sofort macht sich Frau Hennecke auf den Weg und kommt weiß gepudert und schwer bepackt zurück. Wat ich da erlebt hab, is nit zu glauben, erzählt sie. Entwürdigend, einfach entwürdigend, wie die einen behandeln. Un dat, wo mir so viel mitjemacht haben. Zuerst wollten se in dem Schilderhäuschen an der Brück meinen Steckbrief sehen. Sie meint damit unseren neuen Personalausweis mit Fingerabdruck. Wie bei den Verbrechern, stimmt ihr Mutter zu. Und dann ham sie mir mit so ner langen Spritz, Frau Hennecke zeichnet einen Meter Spritze in die Luft, dat Läusepulver über den Körper gejagt. Unter den Rock, unter die Arme, in die Bluse, alles pfundweise. Angeblich wejen der Seuchenjefahr un dem Unjeziefer, dat

ich in die Stadt einschleppen könnte. In die Stadt, wo et keinen Strom un kein Wasser jibt, wo die Kinder um Essen betteln und die Ratten auf der Straß tanzen, aber davon sagen se nix. Ganze dreihundert bewohnbare Häuser soll es noch in Köln geben, dat muß man sich mal vorstellen, besser, man macht die Augen zu, wenn man da durchjeht. Un ich wollt et nit jlauben, der Schabau war noch da. Sie läßt uns einen Blick in die mit Flaschen vollbepackten Taschen werfen. Bring mal Gläser, Liebchen, sagt sie, wir wollen doch mal gucken, ob er noch jut is, der Schabau.

Es wird in hundert Jahren wieder so ein Frühling sein, singt Mariechen drüben. Ich summe mit, bis Mutter mir Lebensmittelmarken und Einkaufsnetz in die Hand drückt und mich in Hambachs Laden nach Maisbrot, Zucker und den auf Abschnitt 67 aufgerufenen Graupen schickt. Ich komme ohne Graupen, aber mit Neuigkeiten zurück. Endlich ist der Bürgermeister, der so beflissen die Befehle seines Führers befolgte, abgesetzt worden, und der nazibraune Kreisleiter hat sich das Leben genommen. Ich gönne es ihm, sagt Mutter bei dem einen, und, der hat es nicht besser verdient, bei dem anderen. Dann erzähle ich vom Tauschgeschäft der Amerikaner, die Thüringen gegen ein Besatzungsgebiet in Berlin an die Russen abtreten. Aber das ist wohl keine gute Nachricht. Großmutter lebt immer noch in dem Altersheim, hoch oben im Thüringer Wald, wo der Wind über die kahle Bergkuppe fegt und die verstörten Alten im Kreis gehen. Ich sehe noch ihr trauriges Gesicht hinter der beschlagenen Fensterscheibe und höre die Vorsteherin sagen, Frau Kinski gehört eigentlich nicht hierher.

Stell mal einen Aschenbecher auf den Tisch, bevor alles aufs Tischtuch fällt, sagt Mutter und starrt abwesend auf den Aschenkegel, den Frau Hennecke kunstvoll in ihrer Zigarettenspitze balanciert. Was sagst du, die Amerikaner

sind schon abmarschbereit? Mein Gott, dann wird alles, was wir nach Thüringen geschleppt haben, diesen Unmenschen in die Hände fallen. Fußlappen werden sie daraus machen, und ihre russischen Matkas werden sich in meiner Bettwäsche wälzen. Wieso die Russen, fragt Hetty, ich denke der Bauer hat das in Verwahr. Weißt du denn, was er damit macht? Er wird es verschleudern, auf den Schwarzmarkt tragen, nichts werden wir davon wiedersehen, rein gar nichts.

Warum geht ihr nicht über die grüne Grenze und holt das Zeug, fragt Frau Hennecke. Für en paar Mark bringt dich doch jeder Grenzgänger rüber. Jetzt, wo die Russen einziehen, ist da Hochbetrieb. Die aus dem Osten wollen zurück in ihre Heimat, nach Leipzig, Magdeburg oder Dresden, und andere in die umgekehrte Richtung. Am eiligsten werden es die Nazis haben, in den Westen zu kommen. Irgendwo zwischen Helmstedt und Schönenborn trennen sie sich von ihrer braunen Vergangenheit und tauchen mit weißer Weste hier wieder auf. Wer fragt schon danach, was war, jetzt, wo sowieso alles durcheinanderläuft.

Die Grenzgänger sollen die Leute ausrauben, es wird erzählt, daß sie sogar mit den Russen gemeinsame Sache machen, und dahin wollen Sie Hetty schicken, empört sich Mutter. Ich doch nit, Sie sin dat doch, die ihrem Kram nachjammert, antwortet Frau Hennecke. Nie und nimmer lasse ich das Kind in die russische Zone gehen, auf keinen Fall. Mutter steht auf und öffnet geräuschvoll das Fenster. Was ist das überhaupt für ein schreckliches Kraut, das Sie da rauchen? Pfälzischer Eigenbau mit en paar Brombeerblättern und Pfefferminztee versetzt, schmeckt nicht schlecht, en bißchen herb. Stinken tut das Zeug, Mutter lehnt den Kopf zum Fenster hinaus. Trotzdem würd ich mir dat überlegen, Frau Hennecke versucht das feuchte Zi-

garettenpapier zusammenzudrücken, bis es sich endgültig öffnet und die schwarzgrauen Tabakkrümel auf den Tisch rieseln, wenn die nämlich erst das Loch zumachen, ist es zu spät. Ich geh rüber, sagt meine Schwester entschieden, und ich bin sicher, sie hat sich über das Kind geärgert.

Kann ich nicht mitgehen und tragen helfen, frage ich, erpicht auf Abenteuer. Das fehlte gerade noch, Mutter zieht hörbar die Luft ein. Aber vielleicht kann ich mit Hetty Großmutter da wegholen. Glaubst du etwa, Großmutter hat das alles überstanden, winkt Mutter ab. In ihrem Alter, das schlag dir mal aus dem Kopf, wahrscheinlich lebt Großmutter gar nicht mehr. Wie kannst du so etwas sagen, schreie ich empört. Schrei nicht rum, ich fühle das, schließlich ist es meine Mutter.

3

Am Bach hinter dem Bahndamm wächst der Bärenklau in so dichten Büscheln, daß ich meinen Sack schnell gefüllt habe und die Füße ins Wasser hängen kann. Früher saß Bertchen hier neben mir, aber der ist tot und klaubt keine Steine mehr mit den nackten Zehen aus dem Ufersand. Ob es wohl ein Leben nach dem Tod gibt? Großmutter sagt, daß sie uns begleiten, die, die wir einmal geliebt haben, daß sie als unsichtbare Schatten neben uns sind. Sie ist fest davon überzeugt, und wenn sie mit Großvater spricht, der angeblich immer neben ihr herläuft, wenn er auch zu Lebzeiten oft im Schrebergarten verschwand, um dort seine Ruhe zu haben, wendet sie sogar den Kopf zur Seite.

Mein Schatten kräuselt sich im fließenden Wasser. Ich werfe Gänseblümchen ins Wasser, die mich mit ihren weißbewimperten Augen anschauen, ehe sie um die Bachkehre verschwinden.

Wer glaubt schon so einen Blödsinn, Großmutter ist alt, und wer weiß, ob sie noch lebt. Ich ziehe die Füße aus dem Wasser, nehme meinen Sack und beeile mich, zu den Kaninchen zu kommen, die auf ihr Futter warten. Morgen gibt es wieder Löwenzahn, verspreche ich der kleinen weißen Häsin, die mich aus ihren roten Augen vorwurfsvoll anschaut. Ihr Fell ist warm und riecht nach Heu. Schnuppernd vergrabe ich meine Nase hinter ihren langen Ohren.

Als ich sie wieder in ihren Verschlag setze, sehe ich das

Fahrrad in unserer Waschküche. Ofenlackschwarz von der Lenkstange bis zur Pedale steht es gleich neben der Kellertür. Zwar nicht funkelnd und silberglänzend wie in meinen Träumen, sondern stumpf und schwarz, aber doch immerhin ein Fahrrad, ein unbezahlbarer Besitz in diesen Zeiten, und nicht mit Zigaretten aufzuwiegen. Wo hast du das Rad her, stürze ich in die Küche. Welches Rad, fragt Mutter. Das in der Waschküche, das schwarze Fahrrad. Ich glaube, du träumst, kopfschüttelnd folgt mir Mutter in die Waschküche, wo es in seinem finsternen Lack immer noch an der Wand steht. Mein Gott, wie kommt das Rad hierher, und warum ist es so nachtschwarz angepinselt, vielleicht hat sich jemand hier versteckt. Ängstlich suchen wir in Keller und Garten nach einem Fremden, auch wenn der ganz sicher nicht seine Visitenkarte an unserer Waschküchenwand hinterlassen hätte. Wissen Sie, wem das Fahrrad in der Waschküche gehört, fragt Mutter Frau Hennecke, die plötzlich auf der Treppe steht. En Fahrrad, wat für en Fahrrad, staunt Frau Hennecke, die qualmende Zigarettenspitze in der erhobenen Hand. Na, das hier, vollkommen angestrichen, noch nicht einmal die Marke ist zu erkennen. Wahrhaftig, pottschwarz, bestätigt Frau Hennecke und betrachtet interessiert das Fahrrad. Mit dem Rad stimmt was nicht, so was will ich nicht im Haus haben, das Rad kommt weg, entscheidet Mutter. Nein, schreie ich, laß es mir, und Frau Hennecke verschwindet schnell nach oben.

Mutter rätselt weiter an dem Rad herum, und ich überlege, auf welche Weise ich mir diesen kostbaren Gegenstand, der niemandem zu gehören scheint, aneignen könnte. Aber spätestens als Frau Hennecke mit einer Flasche Eierlikör in die Küche kommt, um uns eine Probe von ihrem Selbstgebrauten anzubieten, weiß ich, daß dieser Traum keine Zukunft hat. Mißtrauisch betrachtet Mutter die

gelbe Flasche. Wahrscheinlich denkt sie an unsere faulen Hühner, die ihre Legetätigkeit neuerdings erheblich eingeschränkt haben, tippt auf einen Zusammenhang zwischen der eigelben Flüssigkeit und den leeren Nestern und fragt deshalb argwöhnisch: Wo haben Sie denn die Eier her? Ja nit dat, wat Sie denken, Frau Hennecke gießt schnell Dickflüssiges in die Gläser, die hab ich einjetauscht, ehrlich, un damit et en bißchen besser flutscht, hab ich Eierlikör draus gemacht. Wenn mer sonst schon kein Kalorien kriejen, dat sättigt auch. Sie fängt mit dem Zeigefinger einen Tropfen vom Flaschenhals auf und verkündet beiläufig: Dat Rad jehört mir. Hab ich es mir doch gedacht, Mutter schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser tanzen, und wo haben Sie es her, dieses Rad? Dat hab ich von nem Mann. Der hat mir dat anjeboten, auf der Straß. Erzählen Sie doch keine Märchen, kein Mensch bietet ihnen heutzutage ein Rad auf der Straße an. Ja nit umsonst, ich hab ihm natürlich wat dafür jegeben. Der wollte Schnaps un hat zu mir jesagt: Ich Schnaps, du Rad. Ein Russe, ruft Mutter entsetzt, wie konnten Sie nur so etwas tun. Ob dat ne Russ war, weiß ich doch nit, auf jeden Fall hat er mir dat Rad jebracht, un ich hab ihm zwei Flaschen Schnaps dafür jegeben, un dat war jut bezahlt für dat schwarze Ding. Sie haben den Russen in unser Haus gebracht, Mutter beginnt ziellos in der Küche herumzurennen: Mein Gott, mein Gott, was haben Sie nur gemacht, Sie bringen uns in Teufels Küche. Nu rejen Se sich mal ab un setzen sich wieder hin un trinken noch nen Schluck. Dat war ne janz harmlose Jung, der mit dem Schnaps längst über alle Berge is. Ich brauch dat Rad, weil ich damit nach Engelskirchen fahren will, um dem Schweinehund, der mich hier ohne nen Pfennig sitzen läßt, auf die Bud zu rücken. Schließlich sin mir verheiratet, un ich weiß nit, wat der sich eigentlich dabei denkt. Mutter hat sich wieder hingesetzt, hockt in ihrer

blaurot gestickten Küchenschürze auf dem Stuhl und sagt kein einziges Wort mehr.

Darf ich mal mit dem Rad fahren, frage ich. Sicher, Schätzchen, aber nur einmal die Straß rauf un runter, un dann stellst du et widder schön an seinen Platz.

Am Ende der Straße steht die dicke Else vor dem Gartentor. Wo haste denn das her, fragt sie und betrachtet mit staunenden Augen das schwarze Rad. Geliehen. Und warum ist es so komisch angestrichen? Ich überlege, ob ich sie einweihen soll. Schließlich siegt meine Schwatzsucht über die Vorsicht. Verrätst du mich nicht, wenn ich es dir sage? Die dicke Else schwört mein Geheimnis zu bewahren, dem ihre Augen gierig entgegenfunkeln. Aber noch während ich es ihr anvertraue, weiß ich, welchen Fehler ich damit mache. Nun ist es zu spät, sie hat bereits erfahren, daß Frau Hennecke das Rad von einem Russen gegen Schnaps getauscht hat. Wenn du keinem Menschen ein Sterbenswörtchen davon verrätst, darfst du auch mal fahren, versuche ich die Situation zu retten. Aber die dicke Else weicht meinen Bestechungsversuchen aus. Mit so was will ich nichts zu tun haben, sagt sie und geht ins Haus, um meine Neuigkeit unter die Leute zu bringen.

Der Mann ist Kriminalkommissar, heißt Müller und will meine Mutter sprechen. Mein Gott, ich hab es geahnt, und wir sind alleine, Hetty nicht da, die oben auch nicht, Mutter schnellst zur Türe, wo der Weißhaarige, der gar nicht wie ein Kommissar aussieht und mir irgendwie bekannt vorkommt, wartet. Sie sollen ein gestohlenes Rad erworben haben, sagt der Mann. Ich habe nichts gestohlen, diese Unverschämtheit verbitte ich mir, mit dem Rad habe ich nichts zu tun, es gehört meiner Mieterin. Kann ich es mal sehen, fragt der Mann, und Mutter schleppt ihn in die

Waschküche, wo er das schwarze Rad von allen Seiten begutachtet. Zweifellos Diebesgut, stellt der Mann fest, um es unkenntlich zu machen, wurde es überstrichen. Woher haben Sie das Fahrrad? Ich sag Ihnen doch, das Rad gehört mir nicht, es gehört meiner Mieterin. Dann möchte ich mit dieser Frau sprechen, verlangt Herr Müller, und ich weiß nicht, warum er dabei so freudig seine gelben Zähne bleckt. Frau Hennecke ist nicht da, sie ist mit Herrn Hambach nach Köln gefahren, antwortet Mutter und sieht ziemlich verzweifelt aus. Wer Diebesgut annimmt oder versteckt, macht sich strafbar, Herr Müller schaut streng. Ich verstecke doch nichts, es stand plötzlich da, schluchzt Mutter. Gute Frau, das machen Sie mal einem anderen weis, ich muß das Rad mitnehmen, es ist beschlagnahmt. Nehmen Sie es nur mit, schaffen Sie es fort, ich will so was nicht im Haus haben, schluchzt Mutter. Das kannst du nicht machen, es gehört uns doch nicht, wage ich einzuwenden. Aber Herr Müller ist mit dem Rad bereits zur Türe hinaus. Draußen wartet ein Mann mit einer grün karierten Schlägermütze auf ihn. Hast du das Rad, fragt er. Herr Müller nickt und zeigt wieder seine gelben Zähne.

Frau Hennecke weint dem schwarzen Rad keine Träne nach. Fot is fot, sagt sie, un dat hätt sowieso nix jebracht, wo ich doch janit radfahren kann. Kaum haben wir uns von dieser Neuigkeit erholt, als sie mit einer weiteren aufwartet: Un außerdem zieh ich aus, morjen kommt einer mit nem Holzvergaser und nimmt mich mit nach Engelskirchen. Sie verschwindet mit Tüten, Beuteln, ihren Schnapsflaschen und läßt uns lediglich ihren Makel zurück, den sie mir in Hambachs Laden lautstark vorhalten. Ihr habt mit den Russen gemeinsame Sache gemacht, mit den Russen, die unsere Männer auf dem Jewissen haben, kreischt die Sechtem. Wejen so wat wie euch morden un stehlen die weiter, wettet die Mutter der dicken Else. Da kann

man doch nur ausspucken vor, läßt sich Herr Hambach vernehmen, und auch seine Frau wendet sich angeekelt von mir ab: Et is besser, du kaufst in Zukunft woanders. Ich renne aus dem Laden, will schnell an den Ort, wo ich schon immer Trost gefunden habe.

Mariechen ist beschäftigt, schnibbelt Möhren in ein Sieb und hört sich meine Klagen wortlos an. Wo Rauch is, is auch Feuer, sagt sie endlich, un keiner jibt wat her, wat ihm nit jehört. Ich kann es nicht glauben, Mariechen, die Vertraute meiner Kindheitstage, verrät mich. Mariechen, die jederzeit für alles ein Trostpflaster hat, schlägt sich auf die Seite der Verleumder, will uns womöglich auch anklagen, Dieben und Mördern Beihilfe zu leisten. Ein feiner Riß zieht sich plötzlich durch unsere Freundschaft und macht mich stumpf vor Kummer.

In der Sofaecke unter der Kuckucksuhr wühlt Anton in den Blumenkatalogen, knallt ein buntbebildertes Heft auf den Tisch, dann schimpft er los. Alles Quatsch, wat da erzählt wird, ihr seid jelinkt worden. Kriminalkommissar, un auch noch Müller, un der hat nix anderes zu tun, als sich hinter ein anjemaltes Rad zu klemmen. Jetzt, wo jeder klaut, jeder lügt und betrügt für et Leben. Un da kommt der einfach reinspaziert un sagt Polizei. Dat ich nit lache. Die Amis sin die Polizei, die haben dat Sagen un kümmern sich nen Deuwel um die Russen un um denne ihre Räder, weder bei Tag noch bei Nacht. Ausjerechnet die, immer noch schimpfend verschwindet Anton mit langen Schritten und wehendem grauen Kittel, den Blumenkatalog unter dem Arm, Richtung Gewächshäuser. Willst du en Butterbrot, fragt Mariechen. Diesmal schüttele ich den Kopf, verzichte standhaft auf ihre falsche Freundlichkeit, auch wenn mein Magen protestiert.